
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 243. Bromberg, den 20. Oktober 1936

Der tolle Achaz.

Roman von **Joh. Wilhelm Hendel.**

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Aber hier in der Enge eines improvisierten ländlichen Festes, vor den Wänden, auf denen schüchterne Schäferinnen und harmlose Hirten zwischen erblassenden Rosenranken gemalt sind, hier, wo alte Eigenkultur ihr stilles Dasein fristet, hier, wo man sich alles dazu denken muß, was die Schlösser in Potsdam, Rheinsberg und Sanssouci als tägliche Schönheit dem schwärmenden Auge bieten, hier tritt plötzlich der alte neckische Pan, von keinem gesehen, und doch ein regierender, geistiger Fürst, allen fühlbar, in die Mitte der Fröhlichen. Er bläst in ihre Herzen und Sinne den warmen Hauch eines Zeitalters, das sich anschickt, mit rückgewandtem Gesicht und letztem Liebesblick in diese vergängliche Welt der Undankbarkeit zur Tür hinauszugehen . . .

Die Tische werden an die Wände gerückt. Der große Raum läßt den Tanzenden genug Bewegungsfreiheit.

Die Körper schweben im Dreivierteltakt; der neue Walzer hat schon seinen Siegeszug angetreten, seitdem die Kronprinzessin, die jetzige Königin Luise, und ihre Schwester, ihn unter lautem Widerspruch der damaligen Königin am Hofe einführten. Das ist nun auch schon über zehn Jahre her; Luise war in jenen Zeiten glückliche Braut.

Frau von Bismarck spricht von der Königin: „Ihre Volkstümlichkeit wächst von Tag zu Tag."

Louis Ferdinand lacht: „Luise ist ein Goldherz. Aber mir hat man verboten, sie zu lieben . . . Man redet dem König vor, sie müsse vor mir behütet werden. Lächerliches Lakaiengeschwätz! Die Wahrheit liegt ganz wo anders. Die Minister Haugwitz und Lombard glauben, daß ihnen ein mächtiger Stein aus ihrer diktatorischen Herrlichkeit fallen könnte, wenn ich die Königin für meine Art, die europäischen Verhältnisse zu beurteilen, gewinnen würde . . . Das ist alles."

Die Fromm lacht. Louis Ferdinand stimmt ein und trinkt ihr zu: „Und dabei weiß doch ganz Berlin, daß Frömmchen mein Stern ist." Er wendet sich an Achaz. „Was halten Sie von der Politik, Bismarck?"

„Ich halte sie zur Zeit für eine Angelegenheit geheimer Kabinette, verschlossener Türen, unsichtbarer Fallstricke und schlechter, intriganter Menschen, die mit dem Wohlergehen der Völker spielen und deren Fehler meistens vom König und der Armee wieder gutgemacht werden müssen . . . Mir liegt das Schleichen, Kriechen, Antichambrieren der Höflinge, das Augenzwinkern der Fachmänner, mit dem sie sich über die Schulter eines Gefoppten verständigen, nicht. Aber ich verstehe die tiefen Sorgen vaterländisch fühlender Männer, die des Königs Zaudern und seine Isolierungspolitik nicht begreifen können. Ernstgemeinte Bündnisanträge Englands, Rußlands und Österreichs sind von Preußen abgelehnt worden, obwohl Preußen allen Anlaß hat, vor dem neuen Kaiser Napoleon auf der Hut zu sein und sich mit mächtigen Freunden zu verbinden . . . Das ist meine Meinung."

Achaz sieht, wie das große, lebhafte Auge des Prinzen nachdenklich wird, wie er etwas sagen möchte, was nicht jeder hören darf. Frau von Bismarck fühlt: er möchte mit ihrem Achaz allein sein. Da nimmt sie Fräulein Fromm unter den Arm und geht mit ihr aus dem Saal, um ihr den Wintergarten zu zeigen . . .

„Warum sind Sie nicht mehr Garde du Corps-Offizier, Bismarck?"

Achaz freut sich der Gelegenheit, endlich einmal an entscheidender Stelle über die kleinliche, bureaukratische Art zu sprechen, die ihm die Laufbahn versperrte.

„Ich war mit Leib und Seele Soldat, mein Prinz. Jetzt bin ich der verlorene Sohn. So sagen die Spießer. Eine Jugenddummheit, eine Spielschuld mußte bezahlt werden. Ich habe die Konsequenzen gezogen und die kostspielige Offizierslaufbahn aufgegeben, um als Landwirt auf meiner Klitsche zu arbeiten."

„Und die Frau Mutter?"

„Es gab Vorwürfe, Tränen und Erinnerungen. Sie hat ja vor Jahren schon den König gebeten, meine Meldung zur Offizierslaufbahn abzulehnen, da mir der Zuschuß fehlen würde. Jetzt so sagt sie, habe sie recht behalten, und der König sei obendrein noch ungehalten darüber, daß ich nicht durchhalten könne."

Louis Ferdinand sieht den jungen, kühnen Reiter durchdringend an. „Wollen Sie mir helfen, Bismarck? Ich habe ein wichtiges Amt für Sie."

„Von Herzen gern, mein Prinz! Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

„Also passen Sie mal auf! Ich brauche einen geheimen Adjutanten und Agenten, einen Kurier und Verbindungsmann für die verzweigten Stellen des Patriotenbundes. Sie wissen ja, wir gelten bei dem König und seinen Ministern, besonders bei Haugwitz, schon als Revolutionäre, weil wir nicht nach der allerhöchsten Pfeife tanzen. Unser Ziel ist: Bündnis mit Österreich und Rußland, ehe es zu spät ist. Kein Doppelspiel mit Frankreich, wie der vermaledeite Haugwitz es treibt! Ich denke schon an eine allgemeine Volksbewaffnung. Ihre Aufgabe wird es sein, die Pläne des Gegners auszuspionieren. Die Franzosen haben den Chaumette, den Meisterspion, der überall in Europa für sie arbeitet. Der wird ihr Hauptgegner sein. Es ist eine gefährliche Aufgabe für Sie, ich gebe es zu! Aber eine edle fürs Vaterland! Überlegen Sie es sich! Heute will ich noch keine Antwort haben. Bringen Sie mir Ihre Entscheidung nach Berlin! Nach Berlin müssen Sie sowieso kommen. Da spielt in nächster Zeit die Hortense Geraldi mit mir zusammen auf zwei Flügeln und auch allein mit dem Hoforchester. Eine ausgezeichnete rheinische Pianistin! Die müssen Sie kennen lernen! Sie sind doch für Musik?"

„Leidenschaftlich!"

„Um so besser! Also — ich erwarte Sie!"

Er steht auf, sieht die Fromm zurückkehren und bittet sie zum Tanz.

Achaz blickt ihm nach und fühlt sich wie in einem Bann Dieser feurige Mensch ist Friedrich dem Großen am ähnlichsten. Und doch ist er ein ganz neuer Mensch. Frei, hingegeben der Großzügigkeit der Anschauungen, ein Liebling des Volkes, selbst mit dem kleinen Mann auf vertrautem Fuß lebend. Und wahrhaftig, wie er da mit der Fromm im Walzertakt an ihm vorbeischwebt, denkt Achaz: er hat das Bittere in seinem Blut überwunden; das kalte Wort des Alten Fritz hat keine Macht mehr über ihn: „Wir Könige haben auch ein Herz im Leibe; aber wir dürfen es uns nicht merken lassen. Sonst mengt sich das Weib in die Regierung, und das bringt für den Staat kein Glück . . ."

Während draußen in der Winternacht der Mond auf die Schneeflächen eine Silberbahn hinzaubert, und hier drinnen die eleganten Gestalten über das Parkett schweben, und Lachen und Musik und Gespräche durcheinanderklingen, versinkt Achaz nachdenklich in die Gedanken, die des Prinzen Angebot in ihm weckte. Städte, Länder, Menschengesichter, Salons und Hoffeste — alles das, von Wunsch und Hoffnung phantastisch vor seine Sinne gezaubert, läßt die Phantasie an ihm vorüberziehen. Wie ein fernes Rauschen sind die Tanz- und Gesprächswogen um ihn . . . Reisewege leuchten vor seinem inneren Auge . . . Seen und Meere. Blaue Meere . . . aber ist ihre Farbe nicht dieselbe wie das herrliche Auge jenes Mädchens, das vor ein paar Stunden an seiner Straße stand, neben dem Postschlitten . . . Wer mag sie sein? Wie mag sie heißen?

„Träume am Kamin!" sagt eine freundliche Stimme neben ihm, und Lützow läßt sich neben Achaz nieder.

„Willst du nun immer auf der Klitsche bleiben? Ist doch nichts für dich, das eintönige Landleben! Du hast höhere Aufgaben. Komm zu uns! Wir schmieden das neue Preußen, vielleicht sogar das neue Deutschland."

„Ich wünsche es von Herzen. Ich werde mithelfen."

„Das ist ein Wort. Du kannst ja deine Zeit teilen zwischen deinen Landgütern und deiner Arbeit in unseren Reihen."

„Die Landgüter sind verpachtet. Ich habe die Oberleitung. Und daneben genug Zeit für euch und zu Reisen. — Sieh mal die Frau drüben bei Louis Ferdinand — er scheint sich gern mit ihr zu unterhalten. Ich beobachte sie schon eine Weile."

„Juliane von Sanden ist es. Die mußt du näher kennen lernen. Ich führe dich in ihren interessanten Berliner Salon ein. Dort trifft sich alle Welt: Wien mit Petersburg und Berlin mit London. Sie ist eine Frau von Geist."

„Schön auch!" Achaz schaut noch immer gespannt hinüber. „Wo stammen die Sandens eigentlich her?"

„Sie kommt aus einem kurländischen Geschlecht. Er muß wohl aus südlichen Bezirken stammen. Man sieht es ihm an. Achaz blickt hinüber nach dem Fenster, wo Sanden in angeregter Unterhaltung mit seiner Tanzdame steht. Schlank, lebhaft mit südländisch dunklem Gesicht und kühner Nase, ein wenig Bosheit in seinem zuversichtlichen Lächeln, wirkt er wie ein Diplomat.

„Den größten Teil des Jahres verbringt er auf Reisen. Unterdessen lädt seine Frau in Berlin alle möglichen berühmten Persönlichkeiten ein, treibt Musik und spendet für die schönen Künste. Man muß sie kennen, um etwas zu erreichen.

Als hege Louis Ferdinand denselben Gedanken wie Lützow, führt er Juliane von Sanden an Achaz' kleinen Tisch, verwickelt ihn in ein Gespräch, und als er merkt, daß Juliane nicht mehr tanzen möchte, gibt er unbemerkt Lützow ein Zeichen und läßt Achaz mit der schönen Kurländerin allein.

„Wie oft habe ich mir gewünscht, mal auf so einem altmärkischen Gut ins Allerheiligste des Landlebens zu schauen!"

Achaz ist ein wenig betroffen. „Wie ist das möglich? Sie als Kurländerin?"

Juliane fächelt ihr heißes Gesicht mit dem Seidentüchlein, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Das wollte sie nun gerade nicht sagen. Er denkt nun . . . aber mag er denken, was er will! Es ist nicht ihre Pflicht, ihn über ihre Vergangenheit aufzuklären.

„Ich meine", erwidert sie sanft lächelnd, „es gibt ja auch Städte genug in Kurland. Und ich wuchs fast ausschließlich in Städten auf."

Sie lachen beide über das Mißverständnis. Achaz trinkt ihr zu.

„Wie kam es, daß ich Sie bisher nie sah und von Ihnen nichts wußte?"

„Wir wohnen erst seit einigen Monaten in Berlin, und Sie waren wohl inzwischen hier eingeschneit . . ."

„So ungefähr . . . Gefällt es Ihnen dennoch bei mir?"

„Herrlich — wie bei uns in Kurland! Der große Kachelofen, die Gemütlichkeit, das Losgelöstsein . . ."

„In Berlin können Sie doch auch tun und lassen, was Sie wollen . . ."

Er will mich auf die Probe stellen, denkt Juliane. Ich will diesem Bären zeigen, daß es Grenzen gibt . . . Sie kennt diese Art Männer und weiß, wie man sich bei ihnen interessant und begehrenswert macht.

Und erst recht jetzt muß sie sich ganz unauffällig in Szene setzen, wo Louis Ferdinand sich wieder zu ihnen gesellt — der Prinz, der den hohen Kredit bei ihrem Mann aufgenommen hat, und den sie zwingen kann, ihr zu huldigen.

„Oh, wenn es das gäbe, daß ich tun konnte, was ich wollte! Dann würde ich endlich einmal dem Ruf meines Herzens folgen" — sie blickt Achaz rasch und eindringlich in die Augen und richtet ihre Worte doch in Wirklichkeit an den Prinzen — „und das Schicksal einer bescheidenen, glücklichen Frau wählen. Mein Mann möchte einen Minister des Auswärtigen aus mir machen. Und ich sehne mich nach Ruhe und nach einem Kinde und mitunter auch nach alltäglichen Gefühlen . . . Aber sprechen wir nicht weiter davon — seit mein Mann so oft auf Reisen ist, lastet die Unmenge gesellschaftlicher und beruflicher Verpflichtungen, die mir, als seiner Stellvertreterin, übertragen sind, doppelt schwer auf mir."

Das alles sagte sie mit halblauter Stimme und ihre Augen scheinen die Ferne zu suchen.

Und die beiden jungen Männer empfinden ihre Nähe als eine Vertraulichkeit, die Vertrauen schenkt und Vertrauen fordert. Achaz nimmt sich in diesem Augenblick vor, ihre Gesellschaft in Berlin so oft wie möglich zu suchen, und Louis Ferdinand sagt ihr Liebenswürdigkeiten — sie verpflichten ihn zu nichts, aber so weit kennt er Juliane, daß er weiß, schon daß er es sagt, macht sie glücklich . . .

Aber weder Achaz noch Louis Ferdinand bemerken das ironisch überlegene Gesicht des Herrn von Sanden, der sie unausgesetzt beobachtet . . .

Juliane weiß, die Worte sind eine Huldigung an sie, und Achaz liest die Freude darüber von ihrem Gesicht. Und sein Gefühl erhöht ihn in diesem Augenblick über alle Bedenken. Er muß ihr doch noch sagen, wie ihm heute, bei diesem Fest der Jugend, ums Herz ist:

„Mir ist es doch so, als gehöre ich gar nicht mehr in die Scheinwelt des Puders, der Schminke, der Lebenslüge —, als verstehe ich nicht mehr die spielerische Harmlosigkeit die sich an Nichtigkeiten ergötzt, kleine Pointen wie Zöpfchen mit blauen Bändchen an ernste Gespräche hängt, nichts ernst nimmt als das Spiel in Schönheit, Liebe und Sehnsucht und doch weiß, daß man auf dem Abgrund tanzt . . ."

„Bravo!" sagt Louis Ferdinand, „sprechen Sie weiter!"

Achaz erhebt sich. Seine Augen flammen. Der Geist einer Rebellennatur scheint ihn zu besitzen. Die Gäste stehen und sitzen um ihn herum. Stille und Spannung.

„Glauben Sie nicht, daß ich als Gastgeber unhöflich bin oder Sie kränken will. Aber ich sagte: wir tanzen auf einem Abgrund. In Frankreich war es vor 15 Jahren ebenso. Da sank der Adel hinein in diesen Schlund. Wollen wir warten, bis es uns ebenso geht? Hier brennen die Lichter des Festes. Hier ist alles in Fülle. Leuchtend, übermütig! Aber wem verdanken wir's? Der Arbeit der anderen! Die leiden für uns. Die Leibeigenschaft muß weg! Die Unfreiheit der Bauern muß weg. Das ganze Volk muß am Privateigentum Anteil haben. Nicht nur geliehen darf ein Glück sein. Gebt ihm die Heimat ganz.

dann wird er die Heimat auch bis zum letzten verteidigen. Was fangen wir an mit unserem Berufsheer, wenn das Volk jenseits des Rheins, Bonaparte an der Spitze, wie eine Völkerwanderung über uns kommt? Und es kommt! Volk müssen wir sein, nicht Ministerkabinett und Hörige! Der König stellt sich an unsere Spitze. Oder in seinem Auftrage Prinz Louis Ferdinand! Wir wollen ein Volk von Freien sein wie unsere germanischen Vorfahren. Glauben Sie nicht, daß ich Ungereimtes sage! Soll ich Ihnen die Männer nennen, die das vollbringen können, was uns nottut? Sie heißen Louis Ferdinand, Scharnhorst, Gneisenau, Freiherr vom Stein! Nie und nimmer aber Haugwitz und Lombard! Das ganze Volk muß in Waffen stehen, wenn die Welt um uns zusammenbricht."

Der Beifall kommt auf ihn zu . . . Hier braust die Jugend . . . Hier wird das neue Preußen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Tankwart von O X 12.

Erzählung von **Herbert Reinhold.**

Jean Baptiste war, kaum neunzehnjährig, in den großen Krieg gezogen, hatte als einfacher Soldat in den vordersten Linien seine Pflicht getan, war auch in Gefangenschaft geraten und lebte, als in den Nachkriegsjahren auch Frankreich die Folgen der großen Zerstörung zu spüren bekam, mit Frau und Kind in sehr bedrängten Verhältnissen . . .

Eines Tages las er den Stellungsmarkt der einzigen Zeitung, die er sich kaufen konnte, des Excelsior, und suchte mechanisch die Anzeigen durch . . . Da, die neugegründete Timbuktu-Oran Wüstenverkehrs- und Tankstellen-Gesellschaft suchte bei ausgezeichnetem Arbeitsvertrag für sofort einen zuverlässigen, ledigen, anhanglosen Tankwart für ihre Tankstelle O X 12.

Für den Augenblick schloß Jean Baptiste die Augen. Bilder gaukelten sich ihm vor, er sah sich arbeiten und verdienen, mehr verdienen, sah sich wieder vereint mit seiner Familie leben von dem, was er draußen in den Kolonien erworben . . . Das Zeitungsblatt in der Hand stürzte er zu seiner Frau, mit der er besprach, daß er sich bewerben werde, natürlich unter Verschweigen seiner Familienverhältnisse. Er bekam den Posten, unterschrieb einen mehrjährigen Vertrag, empfing Vorschuß, der genügte, daß er die Seinen vorerst ohne Not in Paris lassen konnte, richtete seine Sachen und reiste ab.

Die Tankstelle O X 12 lag an der algerisch-westafrikanischen Grenze, mitten im Wüstenhochland, 150 Kilometer fern der nächsten Oase. Der Tankwart hatte die Autobusse der Gesellschaft mit Brennstoff zu versorgen, aber auch Flugzeuge und Privatfahrzeuge. Not litt er keine, die allwöchentlich verkehrenden Autobusse versorgten ihn mit Proviant und Wasser, Lesestoff sowie ein Radio standen ihm zur Verfügung . . .

Die Stunden tropften in die Zeit, die Gestirne wechselten ein um das andere Mal, Hitze wechselte mit Kälte, die Eintönigkeit wurde tödlich. Jean Baptiste hockte stundenlang vor dem Rundfunk und lauschte gelangweilt den fremden Stimmen, die durch den Äther zu ihm kamen.

Der von Timbuktu zurückkehrende Autobus war eine bedeutende Abwechslung. Baptiste schlich um den Wagen wie ein Trunkener und tat seine Verrichtungen völlig abwesend. Er beneidete die Fahrer, die von Ort zu Ort eilen konnten, die nie allein waren. Wenn der Bus dann in der Wüste verschwunden war, schlich er sich nach seinem Lager zurück und weinte, wie eben ein Mann nur weinen kann.

Einen Tag vor dem Fälligwerden des nächsten Autobus — der ihm Briefe von den Seinen bringen sollte —, zeitig am Morgen, als er gerade den gewohnten Rundgang um das Brennstofflager beendet hatte, sah er von weitem eine Staubwolke aufsteigen, die sich rasend näherte. Offenen Mundes blieb er auf dem Fleck stehen, bis hart vor ihm zwei Wagen, deutschen Fabrikats, wie er fachmännisch sofort feststellte, bremsten. Ein Mann stürzte ihm entgegen und verlangte ohne vorherigen Gruß Öl und Benzin. Kopfschüttelnd und ein wenig enttäuscht, daß aus einem erhofften Gespräch nichts werden sollte, tankte er. Da verlangte der Mann Wasser, eine Menge, die seinen ganzen Vorrat umfaßte. Er spürte, ohne daß es gesagt worden wäre, daß es dem Fremden auf das verlangte Wasser ankam, aber weil er das kostbare Naß nicht so ohne weiteres abgeben konnte und wollte, fragte er, wozu es benötigt würde.

Der Mann sah ihm ins Gesicht — Jean Baptiste sah zwei schattige, versorgte Augen, die sich in die seinen bohrten — und sagte heiser, es gelte das Leben einer Karawane, das Leben von zwanzig Menschen und dreißig Tieren zu retten. Er wüßte wohl, was er verlangte, aber er möge bedenken, daß ein Einzelner . . . Jean Baptiste fiel ihm ins Wort. Rasch hatte er seinen Vorrat überschlagen: Bis zum Eintreffen des Bus benötigte er nur einige Liter. „Lassen Sie die Schläuche bringen", sagte er und lief schon nach dem Wassertank.

Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er drei verfallene Gestalten daherkommen sah. Die Schläuche hatten sie geschultert, sie gingen schwankend, ein sprechendes Bild größter Not. Sie litten Qualen, als das Wasser in die Schläuche gluckerte, aber keiner brachte ein Verlangen über die Lippen. Erst als der Vorrat erschöpft war, baten sie um einen Schluck, und Jean Baptiste sah, wie sie das Trinken schmerzte, wie sie eine Gier mit weiser Vorsicht bekämpften; er sah zum ersten Male in seinem Leben, was einige Tropfen Wasser vermögen. Da vergaß er sich und warf alle Bedenken beiseite und ließ den Becher solange kreisen, bis ihm nur knapp ein Liter übrig blieb.

Zwei Stunden später war Jean Baptiste das Geheimnis unwirklich. Die Wagen waren in die Wüste zurückgeprescht, der Rettung Vieler entgegen. Die Spuren im harten Sande waren längst verweht, aber in seinen Händen hatte er eine Bestätigung über das Empfangene und eine Bankanweisung, die die Unterschrift eines bekannten deutschen Forschers trug. Er hockte in seinem Wohnraum, vor sich die letzte Kanne Wasser, den Rest eines großen Vorrats, den er geopfert hatte.

Zum Mittag des nächsten Tages trank er den letzten Schluck. Bald mußte der Bus kommen, in ein, in zwei Stunden. Aber die Stunden vergingen, und keine hoffnunggebende Staubwolke zeigte sich am Horizont. Sie werden einen unvorhergesehenen Aufenthalt haben", unterdrückte er eine aufkommende Angst. Es litt ihn nicht mehr auf dem Platze, aufgeregt lief er umher, immer spähend, ein merkwürdiges Kratzen im Halse, das er dem dummen Trinkverlangen, das ihn auf einmal überkaum, zu verdanken hatte. Es wurde Nacht und wieder Tag, und noch immer kam der Bus nicht. Er kaute einige Bissen, aber der Gaumen klebte ihm, daß er sich hart zwingen mußte. Obwohl er wußte, wie töricht es war, lief er doch oft nach dem Wassertank und starrte hinein. Keinen Tropfen mehr hatte er zu trinken! Die einzige Hoffnung war der überfällige Bus, aber der Abend kam, ohne daß die Hoffnung erfüllt wurde . . .

Vier Tage später, noch immer war der Bus nicht gekommen, lag er apathisch auf seinem Lager. Seine Lippen waren geschwollen, und sein Leib bäumte sich vor Schmerzen. Fiebernd fluchte er jemand, und fiebernd schrie er nach seinem Revolver. Er hörte nicht, wie draußen Bremsen kreischten und eine fahrige Stimme nach ihm rief. Er hörte auch nicht, daß ein Mann zu ihm trat, und spürte nicht, wie er gerüttelt wurde. Mit glanzlosen Augen starrte er immer auf einen Fleck, und als ihn der Mann auf den Rücken wälzte und festhielt, schrie er nicht einmal auf.

Der Mann war von Timbuktu geschickt, die Strecke abzufahren und die Brennstofflager zu kontrollieren. Für die Tankstelle O X 12 hatte er den Auftrag, dem Tankwart Frischproviant zu bringen und Aufklärung zu geben darüber, daß der Autobusverkehr vorübergehend, für etwa drei Wochen, eingestellt worden sei. Wasser zur Vorratsergänzung mitzunehmen, hatte er für überflüssig befunden, da ihm gesagt worden war, daß O X 12 genügend eingedeckt sei.

Als Fachmann erkannte er sofort, was geschehen war, und als Tatmensch ging er daran, zu helfen. Aus seinem Wagen besorgte er einen Wasserschlauch, füllte ein Glas und setzte es Jean Baptiste an die Lippen. Da der Kranke aber von selbst nicht trinken wollte, drückte er ihm die Kinnladen auf und ließ das Wasser in die wunde Gurgel rinnen.

Der Mann war Fachmann auf seinem Gebiete und ein guter Kamerad, aber er verstand nicht, wie man einen Durstkranken behandeln muß. Bis Jean Baptistes Augen heller wurden und der gequälte Körper sich beruhigte, blieb

er um ihn beschäftigt — so leerte er den Wasserschlauch in einen zinkenen Zuber, den er an das Lager des Kranken rückte, von wo aus er kühlende Umschläge machen wollte —, dann jedoch lief er hinaus, sich um seinen Wagen zu kümmern, der ungeschützt in der prallen Sonne stand. Und so vollendete sich Jean Baptistes Schicksal auf grauenvollste Weise:

Kaum lag der Tankwart verlassen, als er sich aufreckte und im Durstwahnsinn nach dem Zuber niederbeugte. Dabei verlor er jeden Halt, der Kopf sackte in das Wasser, die Arme griffen ins Leere, und Jean Baptiste ertrank: ertrank mitten in der sonst wasserlosen Wüste, kurz vor seiner Rettung, und in derselben Minute, in der seine Frau in Paris den Schlußsatz eines Briefes schrieb, der ihn heimrufen sollte auf einen Posten, den sie ihm vermittelt hatte . . .

Ludwig Richter kämpft mit Wölfen.

Skizze von Fritz Laube.

Der Dresdner Landschaftsmaler Graff ließ im Frühwinter 1820 den jungen Ludwig Richter zu sich kommen. „Ludwig", sagte der wohlwollende Mann, „ich habe für dich einen herrlichen Auftrag. Geh noch heute in das Palais Markolini und stelle dich dem Fürsten Narischkin vor, dem Oberstkommandierenden Ihrer Majestät der Zarin von Rußland. Er reist mit Gefolge nach Frankreich und hat mich nach einem begabten Sepiazeichner gefragt. Er will von seiner Reise möglichst viele Skizzen haben, um sie der Kaiserin als Geschenk zu bringen. Bist du glücklich? Du kannst nun reisen wie ein großer Herr."

Gegen Abend stand Ludwig vor dem Fürsten.

„Sobotow!" brüllte der Fürst. „Mischka Petrowitsch!"

Ein junger Gardeoffizier erschien, selbst ein tüchtiger Zeichner, er beugte sich aufmerksam über die Blätter. „Das ist in der Tat vorzüglich. Wir können keinen besseren Zeichner bekommen. Ich rate Ihnen, Durchlaucht, den jungen Mann zu verpflichten."

„Du bist von heut' ab in meinem Dienste, Goldsohn", schrie der Fürst. „Hast du einen Reisepelz, hast du einen Staatsfrack? Hast du Kalbslederstiefeletten? Man wird dir alles kaufen. Geh zu meinem Sekretär, er wird alles mit dir abmachen! Du sollst haben, was du brauchst. Geh, mein Junge, deine Bilderchen laß hier!" —

Schon nach drei Tagen, an einem verschneiten Dezemberabend, brach man auf. In einer großen vierspännigen Reisekutsche, innen üppig gepolstert, und mit einer Anzahl hängender Arm- und Kopfstützen versehen, reiste der Fürst mit Arzt, Adjutant und Sobotow. In einem zweiten Wagen waren der Kurier, drei russische Diener und das Gepäck untergebracht. Dann folgte eine leichtere Kalesche, in der Ludwig Richter und ein riesengroßer Kosak, der Jäger Jegor, saßen. Der Kosak sprach ein drolliges Deutsch und redete unaufhörlich auf den jungen Maler ein. In Marseille und Nizza wurde längerer Aufenthalt genommen. Der Fürst war in bester Laune, die vielen Skizzen, die ihm der junge Künstler überreichte, lobte er überschwenglich.

„Ich lasse dich nicht von mir, Brüderchen, dich nehme ich nach Rußland. Du wirst Hofmaler werden und dein Glück machen. Du wirst in einem Palast an der Newa wohnen."

Der schüchterne Jüngling Ludwig Richter glaubte sich in den Himmel versetzt. Er lebte wie ein großer Herr, lernte viele hochgestellte Menschen kennen, wurde gelobt und verwöhnt und sah mit seinen trunkenen Künstleraugen ein schönes Stück Erde. —

Anfang Februar fuhren die drei Kutschen von Marseille nach Saint Hyères. Der Weg führte durch ein einsames Bergland, berüchtigt durch Räuberbanden und Wölfe. Der Bürgermeister von Marseille bot dem Fürsten an, ihm berittene Soldaten mitzugeben, aber der Narischkin antwortete: „Mein Lieber, ich bin Russe und ganz andere Wölfe und Räuber gewöhnt, als ihr sie hier in eurem zahmen Frankreich habt."

Er kaufte noch einige Körbe des teuersten französischen Champagners, ließ sie in Ludwig Richters Wagen verstauen und befahl die Abreise. Der Weg führte bald in immer wildere, einsamere Gebirge. Ludwig saß und schaute und versuchte, die schönsten Ausblicke in seinem inneren Auge festzuhalten. Plötzlich sah er, wie die Pferde der fürstlichen Kutsche sich hoch aufbäumten und der Wagen umfiel. Fünf mächtige Wölfe sprangen von einer Bergecke und gerade auf den am Boden liegenden Fürsten und seinen Begleiter zu. Laut fluchend und brüllend retteten sich die vier in den nächsten Wagen. Die Wölfe stutzten, dann sprangen sie die offene Kalesche an. Darin saßen der Maler und der Kosak inmitten der Weinflaschen. Ein geiferndes Maul bleckte über den Wagenrand. „In diesem Augenblick", erzählt Richter noch als alter Mann, „packte mich eine eiskalte Wut, wie sie sonst eigentlich nicht in mir liegt und bis dahin auch noch nicht zutage getreten war Ich ergriff eine Schaumweinflasche und schmetterte sie der Bestie auf den Schädel. Dann sprang ich hoch und warf mit aller Kraft eine Flasche nach der anderen nach den grauen Wölfen. Aus dem geschlossenen Wagen ertönte ein homerisches Gelächter, ausgestoßen von Narischkin, der darin seinesgleichen suchte. Das gab mir noch mehr Mut, und ich schmetterte und schmetterte, bis die Bestien heulend und jaulend wie böse Hunde im Dickicht verschwanden. Zwei lagen tot am Platze."

Die Diener hoben die gestürzte Kutsche auf, weiter ging die Fahrt. Richter hörte den Fürsten und seine Begleiter wie toll lachen.

Nach der Ankunft in Saint Hyères stürzte der Russe aus dem Wagen, umarmte Ludwig und hängte ihm seine kostbare Uhr an goldener Kette an den Hals. Wieder bestürmte er den Jüngling, mit ihm nach Rußland zu gehen. „Ein großer Mann wirst du werden, Väterchen Richter, unsere erhabene Zarin wirst du malen und alle Großen Rußlands."

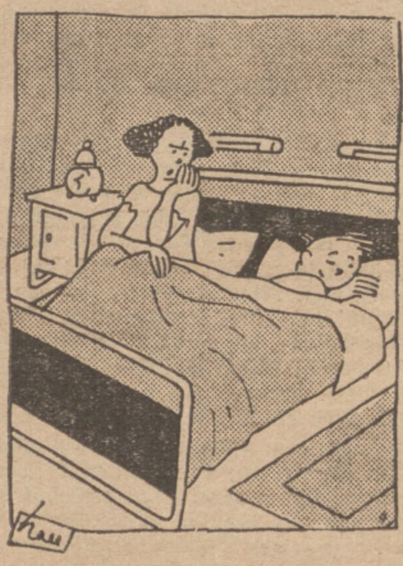
„Eine Woche später aber", erzählte Richter, „hatte ich die Gnade der seltsamen Durchlaucht gründlich verscherzt. Ich wußte nicht, daß der Fürst eine entsetzliche Angst vor dem Tode hatte und niemand ihn an dies uns allen bestimmte Ende des Daseins erinnern durfte. So überreichte ich ihm ahnungslos eine Zeichnung, die einen Friedhof mit Gräbern und Grabsteinen darstellte. Wie von einem Hieb getroffen, wich Narischkin zurück, sah mich erst entsetzt, dann sehr böse an und — sprach nie mehr ein Wort zu mir. Mein Honorar von hundert Dukaten erhielt ich von Sobotow ausgezahlt, und der sprach lächelnd die denkwürdigen Worte: „Unser Narischkin ist ein Kind des Glückes und ein Lebenskünstler, wie es in Rußland wenige gibt. Er ist an Unmengen von Platz und zügellose Freiheit gewöhnt. Wie soll ihm der Gedanke an die engste Wohnung nicht entsetzlich sein, den — Sarg.""



Lustige Ecke



Da soll der Mann noch Mitleid haben.



„Ja, du liegst nur und schläfst und denkst gar nicht an mich, da ich den Kopf nicht auf ein Kissen legen kann, wenn ich meine Ondulation nicht ruinieren will!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.